



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knies, Richard: Karl Salzer : ein Roman : (vierzehnte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Vierzehnte Fortsetzung)

14.

Auf der Straße ist schon ein lebhaftes Treiben. Die Wormser sind schon in Scharen da. Sie machen zuerst einen Spaziergang durch den Park, ehe sie zum Tanze gehen.

Bauernmädchen in weißen Kleidern haben sich am Arme und gehen in breiten Reihen. Kinder drängen sich an die Verkaufsbuden, um ihre Pfennige los zu werden, lutschen farbiges Zuckerzeug, das sie hin und wieder aus dem Munde hervorholen, um zu sehen, wieviel davon schon abgezuckelt sei, und jedes rühmt: „meins schmeckt besser wie deins!“ Trompeten, Mundharmonikas und Gummiblasen lärmen. Zurufe von hüben und drüben.

Karl kauft sich an einem Stande ein Dütchen Zigarren, steckt eine an und geht hinter dem Zuge der Kerweburschen her, der gerade aus der Hoßgasse herauskommt und in die Pfaugasse einbiegt. Es sind die vom Wirte „Zum grünen Baum“.

Vornher ein Bursche, der eine große Fahne schwingt, hinter ihm drein die beiden, die den Kerwebaum tragen; es ist ein mit goldenen und buntfarbigen Bändern geschmücktes kleines Lannenstämmchen. An dem dahinter folgenden, aus Laubzweigen gewundenen Kerwekranz hängen Trauben und Äpfel neuer Ernte. Hinter Kerwebaum und Kerwekranz schmettern die Musikanten. Auch ein Krug mit Wein wird mitgetragen; der Kerwebursch schänkt ihn aus. Die Leute sollen selbst versuchen, wie gut der Wein ist, den die Wirte auf Kerb verzapfen.

Um den ganzen Zug herum hüpfst ein Bajazz, der einen Reiserbesen über seinem Kopfe wirbeln läßt, da und dort auch auf die Fensterbrüstungen springt, um sich ein Küßchen zu stehlen, oder er marschirt auf einige zwanzig Schritte vor der Musikkapelle einher, seinen Besen im Takte auf und nieder hebend, als wäre es der Stab eines Tambourmajors.

Zu Karls großem Erstaunen und auch zur Verwunderung der zuschauenden Bauern kommt der Kerwebursch mit dem Weinkrug auf ihn zu, schänkt ihm das Glas voll und bietet's ihm an:

„Prost, Karl, trink und laß alles drin versaufen, was dir Sorgen machen könnt!“

Karl nimmt die Zigarre aus dem Munde und trinkt.

„Bekomms, Willem!“

Es ist der Schmiedegeselle. Er geht einige Schritte neben dem Sohne seines früheren Meisters her und erkundigt sich nach diesem und jenem und auch nach Tante Settchen; ob sie auch auf die Kerb in Spelzheim wäre. Nein, nicht; sie wäre eingeladen worden, aber bis jetzt sei sie noch nicht da, und sie werde wohl auch nicht kommen. In acht Tagen ginge er, der Karl, wieder hinüber nach Pfeddersheim. Da ist der Geselle sehr erstaunt, daß Karl auf einem so hohen Feiertag, wie es die in acht Tagen stattfindende Nachkirchweihe ist, nicht im Dorfe bleiben will.

Vor dem Wirtshaus „Zum Grünen Baum“ macht der Zug Halt. Die Kapelle schwenkt seitlich ab und stellt sich auf die andere Straßenseite. Eine Leiter wird herbeigeht. Der eine Bursche steigt hinauf, steckt den Kerwebaum auf den aus der Mauerecke springenden eisernen Arm, an den er auch den Kerwefranz hängt. In einer fast endlosen Reihe von launigen Versen preist er dann die Kerb, die Kerwegäste, ermahnt die Burschen und die Mädchen, recht brav zu sein und nicht im Dunkeln spazieren zu gehen. Der Refrain einer jeden Strophe heißt:

Kamerad, schenk ein,
Es muß noch eins getrunken sein!

So viel Verse er spricht, so viel Gläser Wein gießt er auch hinunter. Eine erkleckliche Anzahl. Und schließlich das Ende:

Bleib ich hier noch länger, möcht es den Wirt verdrießen,
Drum will ich meine lange Rede jetzt beschließen
Und diesen Kranz mit edlem Wein begießen!

Er läßt sich sein Glas abermals füllen und begießt den Kranz mit dem perlenden Raß. Zuletzt zerschellt er das Glas auf dem Straßenspflaster, und der ganze Zug begibt sich in den Tanzsaal.

Der Geselle nimmt Karl beim Arm und zieht ihn mit, obwohl er sich heftig wehrt:

„Willem, ich tanz net, das mach ich dies Jahr net, wo mein Vater erst so kurz tot ist!“

„Brauchst ja auch net zu tanze, hoch dich hin und gud zu!“

Karl läßt sich an einen Tisch niederdrücken und bestellt sich eine Flasche Wein.

Es kommen etliche seiner früheren Kameraden. Aber sie setzen sich an einen anderen Tisch. Willem, der Geselle, sieht es. Als Kerwebursche hat er auch auf Ordnung im Saale zu sehen. Er bedeutet den jungen Kerlen, daß die Tische der Reihe nach gefüllt werden müßten. Da entgegnen sie, zu dem Karl Salzer setzten sie sich nicht. Wenn der Wirt ein Kerl wär, schmiss er den überhaupt hinaus. Willem antwortet, dem Wirte sei es gleichgültig, wem er seinen Wein verkaufe, und zudem, was der Karl Salzer ihnen getan habe? Na, das wär doch eine alte Supp; ob dem sein Vater denn nicht die Kasse bestohlen hätte? Willem dagegen: wenn der Vater das getan hätte, dann brauchte man es doch den Sohn nicht entgelten zu lassen, und jekert sollten sich mal nicht so lang besinnen. Hopp, marsch, marsch, hinüber!

Karl hat wohl bemerkt und auch aus einigen aufgefangenen Worten gehört, daß sich die Burschen fräuben, seine Gesellschaft zu teilen. Sein Kopf wird

brennend rot. Er zerkaut seine Zigarre. Das garstige, vereinsamende Gefühl von dem fünften Rad am Wagen befällt ihn. Er möchte aufstehen und den Saal verlassen, greift nach dem Hut, der über ihm an einem in die Wand eingelassenen eisernen Haken hängt. Doch er zieht die Hand wieder zurück; warum soll er das Feld räumen? Er setzt sich wieder und flegelt sich breit hin.

Neue Gäste kommen. An der Saaltür bleiben sie stehen und mustern die einzelnen Tische nach den vorteilhaften Plätzen. Zu Karl will sich niemand setzen, bis da ein grober Bauer kommt und gleich auf die Burschen losfährt, die mit dem Gefellen disputieren. Sie haben sich einen sehr guten Platz ausgesucht. Der Bauer sagt ihnen, so ein schöner Platz sei ein Vorrecht für ältere Leute und nicht für rognäsige Buben. Er packt einen Stuhl und rüttelt und schüttelt ihn so lange, bis der darauf sitzende Bursche herunter auf den Boden purzelt. Ehe der sich von seinem Erstaunen erholt hat, liegt ein zweiter, von dem gleichen Schicksal betroffen, an seiner Seite, und einen Augenblick später torkelt der dritte dazu. Nun wäre schon Anlaß da zu einer schönen Keilerei, aber Willem schlichtet:

„Na, allo, ihr Bursch, hocht euch da nütwer zu das Salzers Karl!“

„Ich maan awwer aach!“ wirft der Bauer dazwischen. „In dere Eck do hinne is grad de richtig Platz for eich junge Kerl. Do könnt ehr aach mache, was ehr wollt!“

Dann macht er eine einladende Handbewegung nach Frau und Tochter zu, die hinter ihm stehen, während die jungen Burschen hinüber an Karls Tisch gehen. Der sagt ihnen:

„Ihr braucht euch vor mir net zu fürchten oder zu ekeln!“

„Lun wir auch net!“ antworten sie, „wir wollten ja nur unsern Tisch für uns haben, weil wir zu siebt sind!“

Sie sind ein bißchen klein geworden auf das Rütteln und Schütteln hin.

Der Kellner kommt und fragt, was die Herren trinken. Es ist ein Hilfskellner aus Worms. An gewöhnlichen Sonntagen bedienen der Wirt und sein Sohn allein; auf Kerb aber geht das nicht, da braucht man Hilfskellner. Und die Wormser Kellner reden die Bauernburschen mit Herr an, was diese sehr schmeichelt. Sie sehen sich an und beratschlagen, was sie trinken sollen.

„So nobel wie der Salzer da können wir's net treiben. Unser Vater verdient sein Geld net so leicht wie's dem seiner verdient hat. Bringen Sie jedem einen Schoppen Wein!“

„Laß dir sagen, Alterchen!“ fährt Karl auf, „daß das Geld net von meinem Vater ist, das hab' ich vom Onkel Hannes!“

Raum hat er das gesagt, so reut es ihn auch schon. Was brauchen die zu wissen, wie er zu Hannes Holtner steht!

Aber die Burschen sind schon aufmerksam geworden, sehen sich gegenseitig an und jeder liest aus des anderen verwundertem Gesichte: Was, der sagt zu dem reichen Sonderling Hannes Holtner Onkel? Ihre Achtung vor Karl steigt. Als er in gemüthlichem Tone ihnen sein Glas Wein anbietet, hier sollten sie einmal trinken, bis sie ihren Wein hätten, lehnen sie es nicht ab, und im Laufe des Nachmittags wird die Freundschaft wieder so dick, als wäre sie nie gestört gewesen. Karl kommt es mitunter vor, daß er sich in der Gesellschaft der jungen Kerle entwürdigte. Wenn er sich bei irgendeiner öden Redensart ertappt, erröthet er bis

unter die Haarwurzeln. Mehrmals schon nahm er einen Anlauf, der Unterhaltung einen edleren Schwung zu geben, aber es gelang ihm nicht. Er spürt, daß in den Kameraden Mächte der Gewohnheit stark sind, gegen die er nichts vermag, ja, daß er ihnen unterliegt und in die gleiche geistige Tölpelhaftigkeit gerät, die ihn in den wenigen Augenblicken der Bedachtsamkeit erröten macht.

Der Wein erhitzt die Köpfe. Karl läßt sich überreden, ein Mädchen zum Tanze aufzufordern, aber sie schlägt es ihm ab. Da bleibt er trozig in seiner Ecke sitzen und trinkt und trinkt. Die anderen, die auf seine Kosten mittrinken, trösten ihn; was brauche ihm an dem dreckigen Weibsvolk zu liegen, wer weiß, wie das noch einmal kommen könne: die Mädels lecken nach ihm vielleicht noch einmal die Finger bis an die Ellenbogen.

Gegen Abend verläßt die Burschengesellschaft den Saal, um frische Luft zu schöpfen. Es geht ein kühler Wind, der dem Karl wohlthuend den heißen Kopf umspült. Nun merkt er noch deutlicher, daß es in seinem Hirnkasten schon ein wenig drunter und drüber gegangen war. Wie hätte er sich sonst überreden lassen, ein Mädel zum Tanzen zu engagieren! Und nun besinnt er sich auch darauf, warum er eigentlich die Kerb mitmacht; daß er doch nur gern erfahren möchte, wer das Kreuz auf dem Friedhof schon ein paarmal ruiniert hat. Da sagt er zu den anderen:

„Hört mal, ich will euch mal was sagen! Jegert ist schon ein paarmal auf meinem Vater seinem Grab Schimpf und Schand getrieben worden; 's hat einer am Kreuz die zwei Wörtchen „In Gott“ ausgekratzt. War keiner von euch auch mal auf dem Kirchhof, daß er das gesehen hätt?“

Die Burschen stellen sich läppisch. Freilich haben sie es gesehen und sich auch darüber gefreut. Nun kommen sie in Verlegenheit, und der eine und der andere hereut jekt, mit Karl getrunken zu haben. Einer sagt:

„Ja, ich hab's auch gesehen; aber was ist denn dabei? Du wirfst doch vielleicht dein' Vater net in Schutz nehmen wollen?“

Da möchte Karl anfangen mit seiner Erklärung, warum es ungerechtfertigt ist, die Worte „In Gott“ auf dem Kreuze eines Selbstmörders, besonders eines solchen, der nicht gleich tot war, zu entfernen. Zu guter Zeit fällt es ihm noch ein, daß seine Auseinandersetzungen wohl kein Verständnis finden würden, und so sagt er nur:

„In Worms tät' das net passieren. Und wenn's einer tät', und tät' dabei erwischt werden, tät' er geknaßt werden, tüchtig geknaßt wegen Grabshändung. Denn vor Gericht wird net danach gefragt, ob das das Grab von einem Selbstmörder oder von einem anders Gestorbenen ist. Wenn ich den erwische, der sich an meinem Vater seinem Grab vergriffen hat, mach' ich kurzen Prozeß; wird net lang an's Gericht gangen, dem hau ich das Fell voll, daß nix mehr drauf geht!“

Drohend schüttelt er die Fäuste; von den Burschen aber entgegnet ihm einer:

„Der wird aber auch grad so still halten, wenn du ihn vermöbeln willst!“

„Also weiß keiner von euch,“ fragt Karl noch einmal, „wer's war oder wer's gewesen sein könnt?“

Sie verneinen es und lügen nicht; sie wissen nichts. Man hat im Dorfe viel Vermutungen angestellt und die Verdächtigen wohl auch gefragt mit einem Ton in der Stimme, der dem Betreffenden recht deutlich die Anerkennung für

die Tat an dem Grabe des verhaßten Schmiedes merken ließ; aber es war nichts zu erfahren gewesen.

Karl sieht seine Kameraden mißtrauisch an.

„Euch kann man net trauen! Weil steht ihr auf meiner Seit, weil ich euch bezahlt hab'. Wer weiß, wie's morgen ist!“

Da mucken die Burschen auf. Sie brauchten dem Karl seinen Wein nicht, und wenn er anfangs zu krakeelen, könnten sie gleich wieder fortgehen. Dann wollten sie einmal sehen, wer sich zu dem Karl Salzer an den Tisch setze!

Nun lenkt Karl wieder ein. Er habe das doch nicht so gemeint, daß er ausgerechnet sie der Tat fähig halte.

Es gibt einen großmäuligen Dubsstreit mit faden Worten herüber und hinüber, und wenn Hannes Holtner dabei gewesen wäre, würde er bei seinem Bögling öfters einen Ausbruch der ihm so verhaßten Menschochslichkeit bemerkt haben. Es war, als ob alles in den letzten Wochen in dem Burschen Gerede in der Dummjungengesellschaft wieder zerfließe.

Nach vielem unnützen Gerede, und nachdem einige der Burschen erklärt hatten, das sei doch keine Kerweunterhaltung, und wenn der Karl jekert das Maul nicht halte, gingen sie ihrer eigenen Wege, einigte man sich wieder und versprach sich gegenseitig, nach dem Nachteffen beim Wirt Rembes im Gasthaus Zum Löwen zusammentreffen zu wollen, weil es dort so gemütlich wäre.

Auch Karl geht nach Hause, obwohl man ihn zum Nachteffen nicht erwartet. Hannes Holtner ist gerade beim Pferdefüttern.

„Wartet, Unkel Hannes, ich helf Euch ein bisjen!“

„Na, na, ich hab' gemeint, du wollst heut Nacht mal durchmachen?“

„Die andern sind heim, bin ich auch heim. Was soll ich da so allein herumtorfeln?“

„Na hast du schon was in Erfahrung bringen können?“

Die Frage verwirrt den Burschen. Noch deutlicher als vorhin im Wirtshaus erkennt er, daß er sich eigentlich recht einfältig benommen, daß er sich seinen Kameraden gegenüber gar nicht überlegen gezeigt habe, und er gesteht dem Unkel Hannes:

„Ich weiß net, was das war, aber ich hab' meinen Kameraden gegenüber garnet so sprechen können wie zum Beispiel beim Pfarrer. Wenn ich's so richtig betracht', ist mir die Geschicht' heut garnet so ernsthaft herauskommen wie sonst, und wie ich davon angefangen hab', sind die gleich über mich hergefallen!“

„Saja!“ entgegnet Hannes Holtner, „'s ist net so leicht, sich bei seinesgleichen so zu geben, daß sie die Überlegenheit anerkennen, ohne grob oder spöttisch zu werden. Jekert gehst du mir heut Abend noch mal fort und nimmst dich ein bisjen mehr zusammen. Auf jed' Wort, das du in der Angelegenheit redst, mußt du dich gehörig besinnen!“

Dann füttern sie zusammen die Pferde. Es ist kühl im Freien, da empfindet man die warme Stallluft heimelig und behaglich. Die Laterne, leise an dem Draht schaukelnd, an dem sie von der Decke herunterhängt, verbreitet einen matten Lichtkreis; die Helle geht nicht bis in die äußerste Stallecke. Wie ein Winterabendsdämmer ist es, weich und beruhigend, still und friedlich. Die Gäule zermahlen die Haferkörner mit den Zähnen. Bisweilen nüstert auch eines der Tiere

oder stampft mit dem Hufe. In der Scheuer zirpen die Grillen, die mit der Ernte eingefahren worden sind. Drüben im Kuhstall muht hin und wieder ein Rind. Der Lärm von der Gasse klingt nur gedämpft herein, denn die Torfahrt ist überbaut, und das Tor reicht bis an die Decke.

Die beiden Menschen sitzen auf der Bank und lehnen sich an die weißgetünchte Stallwand. Hannes Holtner hat die rauhe und rissig gearbeitete Hand über die Augen gelegt, mit der anderen unterstützt er den Ellenbogen. Karl Salzer hat die beiden Ellenbogen auf den Knien und den Kopf in den Händen.

„Unkel Hannes, ich tät' schon lieber da sitzen bleiben als wie auf die Musik gehen!“

„Ja, 's ist schön da!“ erwidert Hannes Holtner. „Aber wenn man noch so jung ist wie du, darf man noch nicht gleich dem ersten Eckel vor den Menschen nachgeben und sich daheim hinhocken. Denn grad so schnell wie vorher der Eckel kommt bei euch jungen Leut' auch wieder die Sehnsucht nach der Gesellschaft. Geh du heunt Abend nur mal fort und seh' zu, daß du zu deinem Ziel kommst!“

Und so geht denn Karl Salzer nach dem Nachteffen wieder fort.

(Fortsetzung folgt)



Unterm Weihnachtsbaum

Von Dr. Albert Sergel-Berlin

I. Bilderbücher, Spiele und Beschäftigungsmittel



Wenn St. Nikolaus in den letzten Wochen vor Weihnachten das Land durchzieht, um die Einkäufe und Bestellungen für seinen großen Gabensack zu machen, so kehrt er wohl zuerst in den Buchläden ein. Gilt es doch, deutschen Kindern zu beschenken, und da darf unter der Lichtertanne ein Buch oder mehrere nicht fehlen. Nun — die Auswahl ist auch in diesem Jahre nicht eben klein.

Unter den Bilderbüchern lacht uns zuerst ein alter Bekannter an: C. A. Brendels „Kleine Menschen in der großen Stadt“, herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrer-Vereins im Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg. War es doch einer der ersten und in der Hauptsache gut gelungenen Versuche, die Großstadt für die künstlerische Verwertung im Bilderbuch heranzuziehen. In farbenfroher, lebendiger Darstellung ist hier alles im Bild festgehalten, was die Welt des Stadtkindes ausmacht. Zu der neuen Ausgabe hat A. Holst eine Reihe Gedichte beigezeichnet, die voll dichterischen Schwunges die Bilder für diejenigen unter den Eltern umschreiben, denen die Gabe des eigenen Erklärens und Erzählens mangelt. (M. 2.50, Pappausgabe M. 3.50.) — Ein echter Dichter, Otto Ernst, hat auch die zarten Verse zu dem düstigen Märchen „Im Wunderwald“ geschrieben, das Arthur Heyer, ein neuer und vielversprechender Name unter den Kinderbuch-illustratoren, im Verlage Eckold u. Co. in München erscheinen ließ. (M. 4.—.)